

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

207 (7.9.1927) Die Mußestunde

Die Klüßestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

36. Woche / 47. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 7. Sept. 1927

Das auferstehende und bei diesen Männern, wie beim Schlichter, der letzte Augenblick einer überaus stillen Schamlosigkeit gewährt ist, das jedes Selbstgefühl im Bewußtsein völliger Abhängigkeit von der Rolle unterliegt, das auch dieser Gentleman mit seiner lächelnden Bienenflanke und dem unvermeidlichen Einglas, den ringeligen Händen, manikürten Fingern und der vornehmen Geste schließlich nichts anderes ist als „Schiffersart“ oder der „Schleifische Gmit“ aus der Gfaher, Straße, ist selbstverständlich.

Literatur

„Die Schweiz“, Straßensführer für Motorfahrer und Radfahrer von D. A. Wagner. Verlag: Hallwag AG, Bern-Schweiz. — Die Schweiz als eines der schönsten Reiseziele hat auch ihre touristische Literatur vorbildlich geordnet. Ein Beispiel dafür bietet der in neuer Auflage erschienene Straßensführer für Motorfahrer und Radfahrer von D. A. Wagner, Preis 4 M. Kartographische Darstellungen, fertige Anordnungen sind höchst übersichtlich und praktisch. Das praktische Buch enthält auch die neuen Bestimmungen über den Verkehr mit Motorfahrzeugen in den einzelnen Kantonen. Im Format des Baedeker ist dieser schweizerische Touristenführer in seiner Art, d. h. in Bezug auf Landkarten-Entwurf, dem Haffischen deutschen Reisebuch ebenbürtig.

Dr. Schenkel, „Der Werkstudent, Rufe für das Hochschulstudium“. Preis 1,50 M. Zumenverlag, G.m.b.H., Potsdam. — Dr. Rühl, Schenkel, der durch seine früher erschienenen Broschüren „Am Volkstisch zum Abiturienten“ manchen beruflich tätigen Jüngling den Mut gekostet und die Wege gewiesen hat, wie er sich durch eigene Kraft und Selbstunterricht die an unseren höheren Schulen gelehrten Kenntnisse aneignet und das Abiturienten-Examen besteht kann, veröffentlicht jetzt im Zumen-Verlag in Potsdam eine neue Schrift „Der Werkstudent, Rufe für das Hochschulstudium“. Was eigener Lebenserfahrung sind die Ratschläge geschöpft. Während der Vorbereitung auf die verschiedenen Examina ist er genötigt gewesen, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Er widmet sein Wert denjenigen, die gleich ihm die berufliche Tätigkeit nicht unterbrechen können und trotzdem das Hochschulstudium betreiben wollen. Sie sollen von ihm, der sich die richtigen Wege selbst erst hat suchen müssen, von Vorbereitern auf die rechte Bahn geführt werden, damit sie ohne Zeitverlust und Zerrungen ihr Studium durchzuführen können. Die verschiedenen Schritte des Berufes sind: Betrachtungen vor der Aufnahme des Hochschulstudiums, Die Kosten des Studiums, Einleitung und Durchführung des Studiums, Beendigung des Studiums.

„Das Land, das Gott vergaß“, so nennen die Eingeborenen jenes Gebiet der Staaten Arizona, Utah, Colorado und Neu-Mexiko, das der Colorado-Fluß durchwandert. Dort sieht man heute noch Dinosaurier-Spuren in erdärtem Stein. Das neue Welt der „Koralle“ bringt einen interessanten Bericht über dieses wunderbare Land im fernsten Westen der Vereinigten Staaten, nämlich über die „Polizeistation Utah“. Wälderwunderungen in Escudor, das „Wälderfest der Almus“ und viel Lebens- und Lebenswertes sonst aus den Reichen der Natur und Technik.

Die Handhabung des Rechenstiebers. Von Dipl.-Ing. Dr. S. Schüge. Der Rechenstieber wird in Büro und Werkstatt, aber auch in Handwerker- und Arbeiterkreisen mehr und mehr zum täglichen Gebrauchsgegenstand. Aber gerade die einfachen Leute kommen aus den Erklärungen oft nicht recht heraus. In diesem Büchlein wird zum ersten Male eine Anleitung gegeben, die sich von allem mathematischen Drum und Dran freigemacht hat und jedem, besonders aber gerade dem Handwerker und Arbeiter in ganz einfacher Weise zeigt, wie der Rechenstieber zu benutzen ist und daß er tatsächlich der Universalrechenbeiler bei jeder Berufsarbeit ist. Jede Verwendungsart des Rechenstiebers ist knapp, aber eingehend beschrieben, und auch durch die Abbildung des Rechenstiebers in der entsprechenden Stellung anschaulich gemacht. Das Buch ist mit seinen 100 Rechenbeispielen, die jeder nachrechnen soll, da Rechnung allein der Meister macht, bestimmt, leben in den Gebrauch des Rechenstiebers einzuführen, soll aber außerdem auch als Nachschlagewerk für jeden Rechner von Wert sein. Im Verlag Dietz u. Co., Stuttgart, erschienen, kann das Büchlein für nur 1,20 M durch jede Buchhandlung bezogen werden.

„Die eiserne Feste“ in Volksausgabe. Mit der Herausgabe der Werke J. A. Dombos hat sich die Völkervereinigung, Berlin SW. 61, Dreißendstraße 5, ein besonderes Verdienst erworben. Jeder Band der typographisch schön ausgestatteten Bücher ist zum Preise von 3 M erhältlich, wenn man Mitglied dieser Buchgemeinschaft ist. Jedermann kann es werden gegen Zahlung eines einmaligen Eintrittsgeldes von 0,75 M und 1 M monatlichen Beitrag. Dafür bekommt man jedes Vierteljahr ein Buch nach eigener Wahl ins Haus geschickt. Soeben erscheint als neuestes Werk in der Reihe der J. A. Dombos-Volksausgabe der Roman „Die eiserne Feste“. J. A. Dombos ist nicht allein der Stifter des „Völkervereinigung“, er ist Soziologe, Marxist, Klassenkämpfer. Das zeigt deutlich dieses Buch, dessen außergewöhnliche Stellungnahme in der gesamten sozialistischen Literatur darin besteht, daß es, abgesehen von der logischen Konsistenz, mit der der Verlauf moderner Revolutionen, die Bagastigkeit des Proletariats und die brutal angewandten Machtmittel der herrschenden Klasse dargestellt werden, die bis heute unbetreffene Fähigkeit besitzt, die Lehre des Marxismus bildhaft verständlich zu machen. Die Grundlagen der Wirtschaft, das Verhältnis von Arbeitstrait und Mehrwert werden allein auf diese Weise dem nicht logisch geschulten Arbeiter und besonders unserer Jugend plausibel gemacht. In der Lösung dieser schwierigen Aufgabe liegt die hohe Bedeutung von J. A. Dombos „Eiserne Feste“.

Als neue Veröffentlichung des „Verlags Deutsche Einheit“ Wien ist erschienen: „Anschluß an die Generalversammlung“ von Dr. Wilhelm Gienbögen. (Mit einer Uebersichtstabelle.) Preis 1,80 M. — Die österreichische deutsche Arbeitsgemeinschaft hat sich die Aufgabe gestellt, die Frage des Anschlusses Österreichs an das Deutsche Reich in einer Reihe streng sachlich gehaltenen Denkschriften darzustellen, welche die durch den Anschluß in erster Linie verübten Teilgebiete des kulturellen und Wirtschaftslebens zum Gegenstand haben sollen. Das vorliegende Werk bildet das dritte Stück dieser Darstellungen und behandelt die Generalversammlung in Österreich und im Reich. Es erörtert die technischen und wirtschaftlichen

Verhältnisse der österreichischen Wirtschaftskräfte im Hinblick auf Österreich und Deutschland, behandelt die damit verbundenen, befragt die Wirtschaftswissenschaften und stellt die für die Vereinigung auf dem Gebiete der Wasserrechts- und Elektrizitätsabgabe notwendigen Vorbereitungen auf. Die beigegebene Uebersichtstabelle macht die innerdeutschen, die innerösterreichischen und die österreichisch-deutschen Energieverhältnisse ersichtlich. — Das Werk vermittelt in knappster Form alle wichtigen Einzelheiten einer für beide Staaten lebenswichtigen Frage. „Anschluß an die Generalversammlung“ wird schon wegen der befriedigenden Stellung des Verfassers, der gerade auf diesem Gebiete seit Jahren überragende Stellung einnimmt, auf allgemeines Interesse in jenen Kreisen zählen können, die sich mit den wirtschaftlichen Auswirkungen des Anschlusses vertraut zu machen wünschen. Ganz besonderes Interesse erweckt der Inhalt der Seiten 14 bis 21, der darlegt, welche gewaltige Kostenmengen im Deutschen Reich bei einer Verbundarbeit auf dem Wasserrechtgebiet mit Österreich erparnt würden.

Käffelecke

Regierbild



Wo ruft der Junge?

Käffel

Gern sitzt man wenn die Sonne glüht,
In meinem schattigen Raum,
Streichelt man ein Reigen weg, so steht
Man sich an Strauch und Baum.

Käffelaufösungen

Spitzen-Käffel. Saal, Otter, Mund, Marter, Eis, Recht, Fächer, Kobbé, Da, Schein, Chor, Sövel, Elbe = Sommerfrische.

Zusammenfassung. Man ne in — Osnabrued.

Richtige Lösungen sandten ein: Dr. Kitzsch, Heinrich Meves, Heide Keder, Karlsruhe.

Wiß und Humor

Furchtbare Drohung. Der Pleitegeier schwebt über Meiers Haus. Da kommt sein Buchhalter Müller und bittet um Gehaltszulage. „Nehmen Sie sich in Acht, junger Mann,“ schreibt Meier, „noch ein Wort und ich mache Sie zum Teilhaber.“

Englischer Humor. „Zum dritten Mal beobachtete ich jetzt schon die Unverfrorenheit, mit der Sie sich trampschaft bemühen, Smiths Aufsatz zum Abschreiben zu benutzen,“ sagte der Lehrer streng. „Towohl, Herr Professor,“ erklärte der getadelte Schüler mit erquicklicher Harmlosigkeit, „aber Smith schreibt auch eine entsetzlich unleserliche Handschrift.“

Zeitkritik. „Waren Sie gestern abend im Korso, Fräulein Fanny?“ „Nein, ich ging schon um zehn Uhr zu Bett.“ — „Waren viele Leute da?“

Guter Rat. „Was soll ich tun, Mama? Der Herr gegenüber starrt mich ununterbrochen an.“ „Recht freundlich wegsehen.“
Bieder Simplicissimus. In Prokthelida bei Leipzig sollen in einem Hause nach Lufschluß die Treppen gestrichen werden. Der Hauswirt bittet daher die Mieter, an diesem Abend nicht auszugehen. Ein Mieter im dritten Stock, der in einer Verfallungung sprechen muß, ist trotzdem ausgegangen. Er kommt etwas angeheitert in der Nacht heim, entkiffnt sich, daß die Treppe neu gestrichen worden ist, und klettert deshalb auf dem Geländer bis zu seiner Wohnung empor. Als er fast oben ist, entkiffnt ihm ein Spinnwebfaden. Er klettert auf dem Geländer wieder hinunter, holt seinen Stock und klimmt auf demselben Wege von neuem empor. Wie er wieder fast oben ist, tritt seine Frau aus der Tür heraus und ruft: „Kauft, du brauchst dich nicht in acht zu nehmen, die Treppe ist nicht gestrichen worden, nur das Geländer!“

Bei der Heiratsermittlerin. „Und hier, meine Gnädigste, kann ich Ihnen einen Witwer empfehlen.“ „Nichts zu machen, ich will mir meinen Mann selbst dressieren!“ (Uff.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Der Talisman

Von Alexander Puschkin

Wo des ewigen Meeres Geschäume
Sich an iden Felsen bricht,
Wo zur Nacht durch dunkle Räume
Wärmer Kraft des Mondes Licht;
Wo in Saremsk verweilt
Selig lebt der Wielemann,
Eine Zauberin gab ihm ein
Eink mit einem Talisman.

Und lieblos sprach sie: „Wabes
Sorsam meinen Talisman!
Kräfte birgt er, wunderbare,
Dreum aus Liebe nim ihn an.
Zwar von Krankheit und vom Grabe,
Vom Gewitter und Orkan
Deinen Kopf und deine Babe
Rettet nicht mein Talisman.“

Bietet nicht der Mohammeden
Schäbe die und Reichtum an,
Die Bekenner der Propheten
Macht er die nicht untertan;
Von des Meeres iden Vorden
Zu der Liebe Herzensband,
Aus des Südens Sand, an Nordens
Führt dich nicht mein Talisman.

Aber wenn von schönen, schlauen
Augen du bezaubert bist
Oder wenn in nächtigem Grauen
Lieblos ein Mund dich küßt:
Vor Beressen, vor Vernehen,
Vor Verrat und Sünde dann
Und vor neuen Herzenswehen
Schützt dich, Freund, mein Talisman.“

Der Nebel

Stimme von Robert Jacques

Der Nebel hing wie Lächer in der Luft. Es war, als ob die Welt verdampft worden und verunken wäre. Aber trotzdem man glaubte, nicht durch diesen grauen, biden Schleim schreiten zu können, hörte man die Rufe der Schiffe im fernen Hafen, als ob zwischen ihnen und unieren Öhren kein Nebel und kein Raum läge. Wir sahen auf dem Scheinleit des Ewers, der in einer kleinen Landbucht auf verankert war und den Nebel nicht zu fürchten brauchte. Wir erzählten uns vom Nebel, gepakt von der schaurigen Kläbe des Hafenarms, der wie verweilte Silberfische dicht bei uns durch die graue, fleckige Nacht flana, obwohl der Hafen melienlang den Fluß hinauf lag.

Ich wußte eine Geschichte aus den Bergen, wo der Nebel zwei Wanderer, die sich in ihm verloren hatten, zueinander lockte und den einen, der nicht wußte, wie der Nebel flücht, in den Tod führte. Sie war vielleicht nicht wahr. Ein Schweizer Birt vom Valenlee hatte sie mir einst erzählt. Aber als ich diese Zweifel ausdrückte, schaute mich Hinnit Kröger an, indem er seine Pfeife zwischen den Lippen loslöste. Hinnit war ein junger Burich, der auf dem Fißchwer von Timm Ohle mit in die See fuhr, wenn sein Vater im Herbst oder Frühjahr die Stürme mied und den Ewer in der Landbucht anband.

Dann wußte er beginnen. „Aber Sie müssen es niemand sagen!“ unterbrach er sich gleich, „das kann Geschwäh werden, und ich erzähle es nur, weil der Nebel jetzt so dick daliegt und es einmal von meinem Herzen muß.“ Ich fühlte, als er erzählte, daß der

Nebel ihm das Erlebnis aus dem Herzen riß. „Ich fahre mit dem Timm Ohle. Der nimmt keine Frau immer mit auf See. Sie sagen ihm alle schon, das tut nicht gut. Pah sie zu Haus! Aber er kann nicht ohne sie. Sie ist eine Kabe, so eine schwarze. Sie hat auch andere Augen als uniere Mädchen. Deshalb hängt er vielleicht so an ihr. Im letzten Frühjahr wurde unier Steuermann krank, und Timm fand so rasch keinen anderen. Da nahm er einen aus dem Süden, keinen vom Wasser, so einen kleinen dunklen Mattenfänger aus Baden oder Württemberg. Efinger hieß er. Er spielte die Mundharmonika, während er steuerte, ob es Sonne oder Sturm war, konnte auf den Händen gehen, selbst wenn ein Reing durchs Wasser strich, und war immer spabhaft. Eigentlich mochten wir ihn. Er war gegen uns wie ein Ziegenbock gegen einen Ochsen. Deshalb mochten wir ihn.“

Aber ich sah bald, daß Timms Frau ihn gern anschaute. Das suchte mich. Doch ich bemerkte nichts mehr und dachte mir: Was der Fißcher selbst acht geben auf seinen Dünnerfall. Was nimmt er sie mit! Mir tut das Viebel nichts an. Da kümmerte ich mich nicht mehr um die beiden. Ich konnte die Frau nicht leiden. Nun kam eines Tages, wie wir so zwischen den Inseln fuhren, ein Nebel so wie heut. Deshalb muß ich es erzählen. Er lag um das Schiff wie Wei und war schwarz wie Rabenas. Man sah nicht vom Scheinleit bis zum Klüverbaum. Vorn am Bug hand der Kochjunge und hies ins Kubhorn, immer einen Ton langam nach dem anderen. Wenn ein Schiff unterwegs wäre! Wir hörten auch Dampf brummen und machten uns bereit. Aber es war so wie heut. Man glaubt: jetzt fikt er uns auf, und wir lagen da und nichts kam.

Da schimpfte Timm, er wolle sich nicht narren lassen und ging in die Koje. Ich sah auf dem Scheinleit hier, um für alle Fälle bereit zu sein, und hörte den Fißcher unter mir sich einen Steifen rühren. Der Junge hies immer ins Kubhorn. Der Efinger löstete beim Steuer auf seiner Mundharmonika wie ein Star im März. Doch plötzlich hielt er auf. Da fühlte man den Nebel schwerer. Aber dann kamen Stimmen durch ihn. Sie waren so nah, als ob ich die Menschen, die sprachen, mit den Händen anfassen könnte. Sie flüsteren aber nur, und man sah nichts. Ich sah nicht vom Scheinleit bis zum ersten Mast. Ich wollte nicht abhören. Da lachte es im Nebel und die Mundharmonika des Steuermanns schlug rasch und fröhlich einmal auf. Gleich war sie still. Die flüsternden Stimmen flangen wieder verliert durcheinander und ganz nah. Ich wußte gleich, was es war. Ich feuerte den Jungen an zu haken. Was hatte ich mit dem Frauzimmer zu tun! Sie mochte schön tun mit dem sie wollte. Dann löstete die Mundharmonika Eingers wieder einmal laut und allidlich, und gleich flüsteren und lachten die Stimmen hinterdrein. Es war, als ob ich's im Telefon hörte, ohne die Leute zu sehen. Ich darf vor Mut und zornig mich, nicht auszuweichen. Was die zusammen sprachen und lachten! Aus dem Nebel schmatzte und schmatzte es. Das war so unverkündet gemein, weil man niemand sah und doch die ganze Sache mit allen Einzelheiten und Klaffen mitmachen mußte.

Auf einmal hörte ich unter mir in der Koje Kärm. Ich sah durchs Scheinleit hinab. Timm stand auf. Ich ergriff zum Teufel. Jetzt kommt er herauf und hört die beiden so wie ich. Aber ehe ich noch weiter etwas denken konnte, traten seine Stiefel die Treppe und sein Kopf erschien über der Luke nabe vor mir. Er blieb eine Weile stehen. Hinten flüsteren sie und lästeten noch immer. Da fuhr er mit dem Kopf heroor. Er knurrte wie ein geschlagener Hund. Seine Schritte liefen im Nebel. Das sah ich noch. Es war, als ob der Nebel ihn in einem Augenblick aufgesaugt hätte. Ich sprang erschrocken auf und will hin. Aber ich kann nicht. „So blas doch!“ rief ich dem Jungen zu. Das Entsetzen stand mir im Schund. In mir ging es wie ein Gewitter. So naher war es mir, als ob ich einen Schrei gehört hätte, als ob es sich ein paar Sekunden hinten auf dem Schiff im Nebel wie dunklere Schatten bewegt hätte. Dann stand rasch eine Gestalt hoch und wagerecht in dem Bret und verschwand. Der Junge blieb auf seinem Kubhorn. Den Fißcher ließ ich aus dem Nebel heranraien. Er zerrte keine Frau an der Hand hinter sich und warf sie die Treppe hinunter. Das Schiff fuhr eine Weile ohne Steuer. Aber ich kam nicht vom Platze.

Später ging ich hin und da hatte Timm Ohle das Steuer in der Hand und drehte sich von mir weg. Von dem Tage an hat keiner mehr den Efinger an Bord gesehen. — — —

Hinnit wagte nicht, mich anzusehen. Der ganze ferne Daten raste im Nebel vor aufsteigen Hifferufen, und es war, als ob die

breiten Unachtsamkeit herbeiführt auf die Erde heu zu säen, um sie zu erntend. Wir laden den Deich nicht und er war nur fünfzehn Schritte von uns.

Da rief plötzlich eine Stimme im Nebel ganz deutlich und klar: „Hinnit, Teufel, Hinnit, wo bist du?“

Wir antworteten. Nach einer Weile haben wir in der Wand des Nebels einen Schatten entstehen, der rasch dunkler wurde und auf uns zukam, und bald trat ein finstres Gesicht vor uns herauf. Er rief uns atemlos an: „Wo seid ihr? Man hört keine Stimme bis zum Kirchhof oben im Dorfe und ich seh auch eine halbe Stunde lang nach. Der verdammte Nebel. Was ich beschreiben wollte: Die Gendarmen waren im Dorfe. Sie haben den Tinn Ohle mitgenommen, und auch seine Frau. Was mag das los sein?“

Da schaute Hinnit in den Nebel hinein wie in ein Grab. Er sah seine dünnen Lippen aufeinander und sagte kein Wort.

Mägdeberg und Hohenkrähen

Von Karl Birner

Wenn du willst vieles recht verstehen,
Müß du in Urth's Seiten gehn.
(Altes Sprichwort.)

Die Geschichte des Saans ist die Geschichte des gesamten Mittelalters, spiegelt den Aufstieg und den Zerfall der Ritterschaft, enthält alle Anfechtungen und Bedingungen, die zum Bauernkrieg führten und erlebte diesen selber und er umfaßt alle Stadien vom Bauernkrieg bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. All dies ist im Saan zu sehen. Fast jedes Dorf erlebte Plünderungen und Brände, jede Familie hatte seine Schicksale und Romane, jede Burg hatte seine Kämpfe und Belagerungen, Siege und Niederlagen, Schwert- und Schreibeblenden.

Der Hohenwiel ist Zeuge schließlicher Uebermacht; der Weg zu diesem Ziel aber ist mit Brutalität gepflastert, über welche Eigenschaften auch der Kommandant Widerholt in nicht geringer Menge verfügte. — Daneben beherzigte der Hohenwiel in die Landschaft, aber nur durch seine Höhe und durch seine Burgen. Er untersteht sich von allen Seebauern dadurch, daß geschichtlich über die alten Geschlechter auf seinen drei Burgen nichts Ehrenbürges in heutigem Sinne bekannt geworden ist, weder Raubritzenpolitik, Söldnertruppen, Menschenraubereien mit Erpressungen noch Schindereien seiner Vorfahren. Bewahungen nach dieser Richtung, wie man sie öfter in allgemeinem Sinne in Seebauernhandlungen findet, müssen als Anmaßungen in die Verhältnisse der Zeit bezeichnet werden. — Das neuentstandene Geschichtsbild aber bieten der Mägdeberg und der Hohenkrähen. Von diesen beiden Bergen, insbesondere vom Hohenkrähen, steht fast nur Schimmes in den Bergnamen und selbst aus der Blütezeit der Ritterherrlichkeit wissen die Ueberlieferungen nichts zu berichten. Also sind beide Berge doppelseitig besetzt. Eine Spange jener Zeit ist herausgearbeitet, in welcher sich Desterreich und Württemberg um den Besitz des Mägdebergs nicht einig waren und zu welchem Streit dann die Bewohner der umliegenden Dörfer den Kampfsitz zu beschließen hatten.

Durch Verwundung und Verlust des Pfandrechts ging im Jahre 1286 der Mägdeberg in das Eigentum des Hauses Württemberg über (der Hohenwiel erst 1298), während die übrigen Berge noch unter österreichischer Oberhoheit standen. Im Jahre 1378 saßen die Städte am Bodensee und der Donau auch gegen den Mägdeberg. Am 2. August wurde schon der Vorhof gewonnen, worauf 23 Mann der Besatzung zum Feind übergingen. Weil nur 24 Mann die Burg verteidigten, blieb übrig ein Mann und der Hauptmann Heinrich von Tettingen, Zimmerlin hatte sich die Besatzung zwei Wochen gehalten. Die Burg wurde darauf gebrochen und blieb der Mägdeberg nur Burgstall.

Das Geschlecht derer von Fridingen sah auf dem hochbarren Söbentkrähen. Schon ums Jahr 1450 herum waren die Ritter v. Fridingen jedenfalls Schwanzhäute und Raubritzer, denn sie hatten neben kleineren Raubereien auch Bedde mit den Edgenossen. Im Jahre 1455 hatte der „genauische Adel auf der Edgenossen (Edrich (Edreich) etliche Ehrenleut von Straburg bezahlt, gefangen und auf das Schloss Eglisau und auf hohen Kränen geführt“, sagt der Chronist. Infolge dieses Ueberfalls saßen die Edgenossen über den Rhein gegen die Räuber und aerrückten ihnen, was sie betreten. Nachdem die Gefangenen befreit waren, wurde 1455 am Donnerstag nach unterer Fronen Geburtsstag Friede geschlossen. Bei dem Einfall in das Gebiet der Edgenossen war auch Graf Hans von Tengen. Dessen Urfrage zum Einfall war verhältnißlich, weil die Edgenossen ihm vorher ohne Grund sein Tengen verbrannt hatten.

Im Jahre 1455 sah auf Hohenkrähen als dessen Besitzer der Edele Wilhelm von Fridingen, der in Mählen am Fuße des württembergischen Mägdeberges leibenswerte Leute hatte. Eberhard von Württemberg aber hatte Rechte zu Mählen und verlangte von den Bewohnern Mählen, daß sie ihm Mählen, Fronen ausführen und anderes mehr. Den Fridinger ärgerte das nicht wenig und er verbot einer großen Zahl Leibeigener bei Strafe diese Mählen zu verlassen. Fünf Jahre hatten die Bewohner unter diesem Verbot zu leiden, während welcher Zeit Eberhard sich mit Gewalt und Klute die Mählen und Fronen dienste erzwang, die dann der Fridinger wieder mit Geld und zeitweiliger Gefangenenshaft löste. Endlich im Jahre 1460 ver-

stiegen sich beide Teile darin, daß die Leibeigener des Fridingers dem Grafen beizugehen, ihm geboriam und gewärtig seien, auch unter dessen Gerichtswang stehen, dagegen aber hätten sich die Grafen von Württemberg aller Schatzungen, alles Landbesitzens und aller Unbilligkeiten zu enthalten.

Bald darauf starb Wilhelm von Fridingen. Seine Söhne Hans, Melchior und Hans Thüring aber hielten sich nicht an den Vertrag; Hans setzte sogar für jedem seiner Leibeigener je ein hundert Gulden Strafe (zugunsten seiner Leibe) an, weil sie dem Grafen Eberhard geschuldet hätten. Demgegenüber verbot Graf Eberhard bei Leibeigern, die Fridinger irgendwas zu verabsichtigen, also auch den Betrag der Geldstrafe nicht; dieser letzte Befehl wurde getreulich erfüllt, weil kein Untertan über hundert Gulden verfügte.

Später ließ Graf Eberhard bei Tullingen einen Landaraben ausheben, wozu er Fronen bebrauchte, die er von Mählen nahm. Darauf hielten die Fridinger selber Fronen, daß Eberhard keine Leute mehr bekommen konnte, worauf Eberhard mit Waffengewalt seine Dienste durchzuführen suchte. Darauf hielten die Fridinger in Mählen ein, verbrannten den Ort und führten die Männer gefangen weg. Auch in die umliegenden württembergischen Lande fielen sie ein, führten auch hier Leute und Pferde gefangen weg, erpressten Geld und lezten manches Anwesen in Mäh. Darauf rüstete Eberhard zur Gegenwehr mit allen Nachmitteln jener Zeit und allen seinen Verbündeten, und besetzte auch seinen Burgstall Mägdeberg, das es fast eine Burg geworden war. Mit einem Kriegsheer sah er Ende Oktober 1479 in die Landgrafschaft Nellenburg, um der Feindschaft der Fridinger zu steuern. Vorhitzhalber einschuldete er sich wegen des beginnenden Einfalls bei Erzbischof Sigmund von Oesterreich. Selbstredend flogen hin und her, man schlug sich unter der Hand blutige Kämpfe und jeder Teil machte Gefangene. Eberhard sah vor Söbentkrähen, eroberte die Burg, befreite die Gefangenen, das Schlachtfeld aber wies mehr Tote auf als vorher gefangen waren. Weitreichende Zugeständnisse wurden ihm gemacht, dann sah er wieder ab.

Nun möchte sich Erzbischof Sigmund von Oesterreich in die Sündel, denn die Fridinger waren seine Diener, die er schirmen mußte; zudem hatte er persönliche Angelegenheiten wegen des Bergwerks Zuffingen mit Eberhard auszuwickeln, daher war die Gelegenheit günstig zum Beginn einiger Handel. Zunächst bestanden diese im Papierkrieg, den Oesterreich bis nach dem dreißigjährigen Krieg am besten führte. Daß Eberhard den Mägdeberg besetzt und ihn gar „Neu-Württemberg“ genannt hatte, das ärgerte Sigmund am meisten. Aber auch auf den Mägdeberg als Stützpunkt hatte er es abgesehen. Durch den Hauptmann Mang von Hebersheim ließ er den Grafen zur Württemberg der Beste aufordern, was abgelehnt wurde. Sigmund belagerte nun die Burg. Eberhard hatte nicht so viele Leute, um die Belagerer sofort anzugreifen, sammelte aber sein Heer bei Hohenfeld. Er erhielt er am 19. Januar 1480 die Nachricht, daß die Burgbesatzung aufhört zu werden und die Burg verlassen habe. Hauptmann war Ulrich von Hohenlingen, der unter dem Verdacht stand, an der Sache Anteil zu haben. Erzbischof Sigmund von Oesterreich hatte nun den Mägdeberg erobert und er dachte nicht an Rückgabe. So kam die Sache vor den Kaiser. Dieser brachte am 30. Januar 1480 einen Urtheil, wonach beide Teile Frieden an halten hätten, bis die Sache entschieden sei. Eberhard hielt diesen Frieden, nicht aber die Fridinger, die immer wieder Einfälle machten, raubten, Mensch und Vieh wegfürten, jagten und brannten. Wer damals Freund und Feind war, wußten die Bewohner nicht mehr, weil auch Sigmunds Leute stahlen wie die Raben und den Fridinger begünstigten. Auf dem Reichstag zu Nürnberg am 10. November 1480 wurde endlich beschloßen und die Abmachungen unterm 29. Januar 1481 bestätigt, daß Graf Eberhard den Mägdeberg an Erzbischof Sigmund von Oesterreich abzutreten habe gegen eine Summe von 15000 Gulden. Um der Sache einen besseren Anstrich zu geben zugunsten des Erzbischofs, wurde der Betrag als Dienstgeld ausbezahlt in fünf Jahresraten zu Richtigem von je 3000 Gulden. Als Sicherheit mußte Sigmund die Stadt Sigmaringen verpfänden.

Nach mit den Fridingern kam 1481 ein Verleumdungsaufstand, nach dem sich die Fridinger erboten, dem Grafen Eberhard drei Jahre lang gegen ein Dienstgeld von hundert Gulden wieder jeden männlich zu dienen, ausgenommen gegen den Erzbischof, den Bischof von Konstanz und St. Georgensfeld im Saan. Nebenbei versprachen sie, dem Grafen mit ihrer Burg gewärtig zu sein, wie es Dienern gebühre.

So endete die Bedde, die um eines geringen Volkwerkes wegen unternommen wurde, zum Vorteil sowohl des Grafen Eberhard (der alles zusammen für 1300 Mark Silber gekauft hatte), wie des Erzbischofs. Die Rotten aber hatten die Einwohnern von Mählen und die Bewohner der Umgegend zu zahlen gehabt, von denen viele verarmt, ihrer Habe beraubt und ihres Hauses verlustig waren, sehr viele aber hatten auch den „Selbsttot“ erlitten.

Der Ausbruch des Weltkrieges zeitigte keine anderen Resultate. Vielmehr sind die Früchte noch schlimmer, weil aus diesem Kriege tausende Gewinner hoher Pensionen hervorgerufen sind, für die das Volk darben muß. Und auch in diesem Kriege gab es Tote und Verwundete, Witwen und Waisen, um dieses Ziel zu erreichen. Ist die Welt in den letzten Jahrhunderten fortgeschritten? Sie ist einestells stehen geblieben, andererseits ist ein Rückschritt festzustellen.

Von Dirnen und Zubältern

Von Kriminalkommissar Gotthold Leberndl

Es gibt auf dem Wege der Prostitution, in der Welt der Verbrecher, der Tagelöhne und Scharakter keine Frau, die so widerwärtig, so moralisch verkommen und verachtenswert ist, wie der Zubälter. Die Aufzucht der Dirne, sondern auch der Zuträger von Kunden sei, ist irrisch. Er ist weder das eine noch das andere. Seine ganze „Tätigkeit“ besteht im Nichtstun und in der heimtücklich-rohen, Ausbeutung der Dirne. Er lauert in einer Kneipe darauf, daß sie ihr Gesicht irgendwo tätigt und den Gewinn einstreicht, um ihn ihr ganz oder zum größten Teile alsbald abzunehmen und ihn in Spiel und Trank, oft sogar mit anderen Weibern, durchzubringen. Er hockt mit häßlichem Grinsen in der dunklen Küche und belauscht selbständig den nebenan sich vollziehenden Geschlechtsakt, um nötigenfalls, bei Zahlungsstreitigkeiten, gewalttätig, aber immer aus dem Hinterhalt, den Streit zu schlichten, wobei oft nicht nur der vereinbarte Preis, sondern auch die ganze Briefstange des „Retiers“ seine Beute wird.

Er fürchtet offenen Widerstand fast ebenso sehr wie die Arbeit, denn er ist bodenlos feige. Sein Mut ist gerade so groß, wie sein Verstand, er ist an seinem Mutten zu verachten und es bei nicht zufriedenstellenden Einnahmen unter tobenem Mißhandlungen immer wieder auf die Straße zu jagen.

Stellt er besonders hohe Ansprüche an das Leben, die eine Dirne auch bei größtem Fleiß nicht befriedigen kann, so sandert er nicht, sich eine zweite zu verschaffen, die mit Willen der ersten ebenfalls für ihn „streicht“.

Die schäbige Natur des Zubälters ist nicht vermindert, sondern durchsichtiger und nicht feiner. Ein Verweilen bei seiner Art verlohnt sich nicht. Ausserordentlich anreißend jedoch erscheint eine kurze Unterredung der Waise der Dirne, die sich für einen Zubälter öffnet.

Wie kommt die Dirne zu dieser Unterwerfung unter den despotischen Willen eines solchen elenden Waischen? Um diese entscheidende Frage beantworten zu können, muß man sich noch einmal vornehmlich fragen, daß die Dirne allein in der Welt dastehet und keinen anderen als den mit dem Geld geprübten Verkehr mit ihren Berufsgenossen hat. Zu keinem Menschen zieht es sie hin, zu niemandem kann sie einmal wie ein Mensch zum Menschen sprechen. Sie friert in der eiskalten Oede ihrer Einsamkeit. Die Dürre mit dem höchsten Ernüchterung bringenden Geschlechtsakt, die auch dem sorgenvollsten Menschen somnia Lichtblicke auf den Weg saubert, ist für sie entweicht und zu einem Beruf erniedrigt, in dem sich ihr das Empfinden, nur ein Abort des Mannes zu sein, täglich neu einfröhelt. Sie empfindet Ekel vor der Besatzung und eine grenzenlose Verachtung des beneidenden Mannes, lernt sie ihn doch immer nur als brüchiges Tier kennen.

Aus dieser feilschen Niederwerfung wächst ein unbeschränkter Drang, nicht nur als Geschlechtsweib, sondern auch als Weib, als Mensch gewertet zu werden. Sie will umgekehrt nicht immer verachten und hilflos sein, sondern will selbst leben, betreten und pflegen.

In ihren Beruf führt kein Kind hinein, ja, es führt ihn und macht ihn unmöglich. Wird sie schwanger, so kennt sie Mittel und Wege, sich ihrer Frucht zu entledigen. Trotzdem lebt ein Schein nach Mutterdienst in ihr, sie streift nach Bekleidung in irgend einer Form, und sei es auch nur in der Bekleidung eines Mannes, der ihr gehört. Das Wort von Joh. Müller, daß die Frau Kind, Geliebte und Mutter des Mannes zugleich sein will, trifft auch auf die Dirne zu.

Aus diesen Komponenten ergibt sich der Anstoß der Dirne an einen Mann. Dessen widerliche Charakterlosigkeit kommt ihr dabei nur im Augenblick des Jornes oder eines körperlichen Schmerzes vorübergehend zum Bewußtsein, ohne nachhaltige Wirkungen zu hinterlassen. Denn wenn die Dirne einmal liebt, tut sie es mit einer an Sinnlosigkeit grenzenden Dinnage.

Neben Kriminalisten ist die Laßsage geläufig, daß eine Dirne, die aus irgendwelchen nichtigen Gründen von ihrem Zubälter bis zur Törplichkeit Entstellungen mißhandelt ist, in der ersten tobenen Wut zur Polizei läuft und Anzeige „wegen Zubältereier unter Bedrängung genauer Beweise gegen ihren „Luden“ erstattet. Am nächsten Morgen nehmen Kriminalbeamte ihn, der fauchend Verwünschungen und wilde Drohungen gegen das Weib ausstößt, mit sich, und wenige Stunden später schon erscheint sie vor der Tür des Polizeigefängnisses, mit einem sauberen, weiß bedeckten Korbe, um ihrem Emil ein reichliches Mittagessen zu übermitteln. Dann geht sie zu der Sachdienlichkeit für Zubältereier und nimmt ihre Anzeige mit allen Einzelheiten, Punkt für Punkt, zurück. Vergebens machen ihr die Beamten klar, daß sie sich einem Strafverfahren wegen willkürlich falscher Anschuldigung aussetzt; sie bleibt bei ihrem Widerstand, den sie ebenso leidenschaftlich zu Protokoll gibt, wie ihre Anzeige im Lage vorher, und obwohl sie weiß, daß ihr Emil nach seiner Rückkehr zunächst sie einmal jämmerlich schlagen wird.

Ist sie gar so schlecht behandelt worden, hat vielleicht rasende Gier nach ihr Anzeige gerollt, so gönnt sie ihrem Liebhaber wohl einige Wochen der Unterjochungshaft. Kommt es aber zur Hauptverhandlung und steht sie als Belastungsgewinn nur dem Richter, während das Ziel ihrer uneingetragenen Gemüht neben dem Justizwachtmeister auf der Anklagebank steht, dann ist es mit ihrem Rachedurst und mit der Kraft ihres Hasses zu Ende; sie wird

weder zum einmühen, liebevollenden Weibe und widerwillig vor dem Gericht in aller Deutlichkeit in letzter Minute ihre Reue bekundend.

So liegt über dem Verhältnis der Dirne zu ihrem Zubälter eine tiefe Tragik. Die Dirne hält durch Qual und Schmerzen und Leid treu zu dem von ihr geliebten unwürdigen Mann.

Oft spielt bei dieser blinden Unterordnung unter den gemaltätigen Zubälter ein ausgeprägtes masochistisches Moment eine erhebliche Rolle. Die Grundlage hierfür ist schon die Natur in jeder stark femininen Frau vorhanden; für sie ist es eine Lebens- und Liebesnotwendigkeit, aufzuheben, anzubeten, zu unterliegen, den brutalen Querschnitt des Mannes abzufrachten, aber wohnhaft über sich erheben zu lassen, den Schmerz der Defloration und des Gebärens wie eine beseligende Geißel zu empfinden.

Alle diese zu Masochismus hinneigenden Empfindungen erleiden zuweilen pathologische Steigerungen, die es bewirken, daß solche Frauen auch Schläge, ja bestialisch rohe Mißhandlungen, geduldig und mit einem gewissen Wohlgeföhle ertragen. Manche geben soweit, daß sie bewußt und absichtlich den Mann zur Wut reizen, und so zu einer in Mißhandlung sich überhebenden Entladung veranlassen. Solche Momente sind, ebenso wie bei anderen Frauen, auch bei psychopathischen Dirnen vorhanden, haben sich jedoch so deutlich hervor, daß eine Vermeidung mit den oben angeführten psychischen Konflikten nicht möglich ist.

Wir war a. B. die frühere Geliebte eines erfolgreichen Bozers persönlich bekannt, die damals 20 Jahre alt war, ein typisches Weibchen, blond und mit nichtsagender Physiognomie. Für sie war der gemaltätige Beruf ihres Geliebten eine zeruelle conditio sine qua non, und sie geriet in eine ungeheure geschlechtliche Spannung, wenn der Bozer sie in schlechter Laune zu allerlei Diensten wie eine Sklavin durch die Wohnung hin und her jagte und wenn er sie schließlic prügelte.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß gerade bei der Dirne die erwähnte Anlage zu masochistischem Reagieren diese Steigerung erfährt. Denn sie ist bei der Ausübung des Geschlechtsaktes infolge innerer Kälte immer die Herrin der Situation, ist immer die Liebegene, immer unbeteiligt, beobachtend, berechnend. Kein Wunder, daß ihr Verlangen, auch mal die Unterliegende zu sein, zu einer Anhäufung der Empfindungen führt, die sich in ausgeprägtem Masochismus äußert. Das ewige Gebeh vom Fendel, dessen Anschlag nach der einen Seite einen ebenfolchen nach der anderen erheben muß!

Immer spielt der Zubälter eine bedeutende Rolle im Leben der Dirne. Die Schaffung des Zubältereiarabens (§ 181a des Reichsstrafgesetzbuches) im Jahre 1900, die sogenannte „1er Deime“, hat die bittere Notwendigkeit einer gesetzlichen Handhabung zur strafrechtlichen Verfolgung bewiesen. Nebenbei sei bemerkt, daß dieser Paragraf wohl der einzige ist, der die von der modernen Rechtsprechung als wirkungslos aufgeschobene Mißbrauchstheorie beibehalten hat, und zwar mit Recht. Die Möglichkeit für den Richter, neben der eigentlichen Freiheitsstrafe für Zubältereier auch noch die Leberweisung an die Landespolizeibehörde, also, mit anderen Worten, die Zwangsarbeit, verhängen zu können, wirkt — darüber besteht kaum ein Zweifel — abschreckend.

Um dieser Zwangsarbeit zu entgehen, ist der Zubälter auf den Gebanten gekommen, seine Dirne zu ehelichen. So wird das Tatbestandsmerkmal des § 181a (das Ausgehellenwerden, das Leben vom Gewinne der gemeinschaftlichen Anstalt) zum mindesten stark verschleiert, besonders, wenn der Ehemann a. B. als Straßenhändler Einnahmen beahndet, die ihm kaum zu widerlegen sind.

Aber auch an der Zubältereier ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Die Emanzipation der Frau hat dazu geführt, daß sie auf den Gebieten des künstlerischen, geistlichen, gewerblichen und politischen Lebens aus sich heraus, einem Evolutionsgeseh folgend, in den letzten zwei Jahrzehnten einen ungeachteten Aufschwung nahm. Das hat dem Zubältereier gewisse entsetzliche Abbruch getan. Auch die Dirne hat sich frei gemacht, hat sich vielfach vom Zubälter gelöst und sich auf sich selbst gestellt. Zum wenigsten ist der herrlich Fordernde ein abendlicher Ausgebaltener geworden.

Natürlich können hier nicht allgemein gültige Regeln aufgestellt werden, umso weniger, als Gefühle sich nicht in Regeln zwingen lassen, zumal es sich hierbei um die Frauenwürde handelt, die an und für sich bereit ist, in jedem Augenblick das Knechtliche zu tun, wenn irgend ein plöblich aufkommendes Gefühl es verlangt.

Der Typ des ausgehaltenen Liebhabers, den sich die Kolotte von heute „fürs Hens“ anschafft —, den sie in leibende Wäsche steckt und in modische Anzüge erster Schneider steckt, ist neuer Datums. Er freilete sich unter den Kolotten aus, als nach dem Kriege eine Anzahl von jungen, durch den Krieg aus der Bahn ausgeschleuderten Existenzen die Großstädte bevölkerte, vor allem entlassene Offiziere, deren Abenteuererinstincte das Frontleben gewohnt hatte. Freundschaften bahnten sich an, aus einem Zusammenstößen geboren, Liebeteilen entwickelten sich, bei denen der Mann stets der Rechennde, das Weib immer die Gebende war. Aus den Empfindungen heraus, die die Dirne zum Zubälter treibt, entwickelte sich bei der Kolotte eine ernstliche Liebe, bei dem Manne eine behagliche Freundschaft, die von der oft zu brennender Leidenschaft aufstimmenden Liebe der Frau nur vergrößert wurde.

Auch hier spielt neben Gefühlsmomenten eine Art Eitelkeit eine Rolle insofern, als a. B. in Berlin sakrale Kolotten hals darauf sind, einen einlassbewehrten Ansehensgenossen der Aristokratie, wenn möglich einen Baron oder Grafen, zu den Gegenständen ihrer Liebhabereien neben ihrem Neppinsiger oder dem King Charles zu halten.